

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

Samstag, 15. Januar.

1916.

(6. Fortsetzung.)

## Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Kosoko von Felix v. Stenglin.

„Ihr werdet Euch morgen verheiraten“, sagte sie, um allen Dreistigkeiten von seiner Seite vorzubeugen. Er verneigte sich.

„Serenissimus wünscht es“, antwortete er ernst, ohne die Augen von ihrem Gesicht zu wenden.

Da konnte sie sich nicht enthalten, zu fragen:

„Und — Ihr wünscht es nicht?“

„Dann ich es wünschen, solange Ihr in meiner Nähe seid? So lange ich hoffen darf —“

„Gar nichts dürft Ihr hoffen, gar nichts! Wißt Ihr übrigens, daß es erbärmlich ist, ohne Liebe zu heiraten?“

„Ihr empfindet diesen mir auferlegten Zwang mit derselben Abhängigkeit wie ich, und ich danke Euch von Herzen —“

„Ihr seid unverändert —“

„Schade nur, daß Ihr mit Schuld an allem seid, da Ihr mich abweist, trotzdem Ihr —“

„Schweig! Laßt mich!“

Sie wollte gehen und vermochte es doch nicht.

„Nur kurze Zeit“, fuhr er fort, „dann ziehe ich in des Kaisers Heer gegen die Türken.“

„Gegen die Türken?!“ Sie sah ihn entsetzt an.

„Oder wollt Ihr, daß ich bleibe?“

„Ja?“

„Wenn Ihr wollt, bleibe ich.“

„Und wie komme ich zu der Ehre?“

„Weil ich Euch liebe.“

„O Ihr! Ihr liebt mich und wollt mich entehren?“

„Ich bin rasend vor Liebe zu Euch.“

Alalaja raffte sich mit aller Gewalt zusammen.

„Dann wünscht ich Euch gute Reise“, sagte sie und wollte an ihm vorüber. Er aber trat ihr in den Weg.

„Dann ich Euch heute im Park sprechen?“ fragte er eindringlich.

„Nein! Was wollt Ihr von mir?“

„Ihr fragt? Und doch liebt Ihr mich auch!“

„Nein!“

„Ihr wißt noch nicht“ — er sprach es leise und aufgeregter, „wie süß es sich zu Zweien in der Nacht wandelt, enganeinandergekuschelt, glühend vor Liebe.“

Das Übermaß seiner Dreistigkeit stieß sie ab. Ihre Augen blickten kalt und verloren, als sie spöttisch — obwohl immer noch ein wenig im Tannet — ihn fragte:

„Aber Veronika weiß es wohl?“

„O, über Eure Eifersucht!“

„Ich bin nicht eifersüchtig, denn ich liebe Euch nicht!“ rief sie trotzig aus.

„Ich fühle es ja aus Euren Blicken, wenn sie auch noch so verstohlen sind, aus dem Bittern Eurer Stimme, wenn Ihr recht gleichgültig scheinen wollt, aus Eurem Born, aus Eurem Erröten, aus dem sehnsuchtswollen Bogen Eures Busens —“

Seine Augen sahen auf ihre weiße Haut. Ihr war entsetzlich zumnute. Er kannte die Liebe, er durchschaute sie, es gab keine Möglichkeit, sich vor ihm zu verstecken —

„Ihr werdet mir wohl glauben müssen“, sagte sie da plötzlich ganz ruhig und wunderte sich selbst über ihre Ruhe. Sie trat einen Schritt zurück und richtete ihre zierliche Gestalt so hoch auf wie möglich.

„Wenn ich Euch liebte, würde ich wohl kaum die Werbung eines anderen angenommen haben.“

„Ihr? Ihr hättet —“ Er lachte, halb unglaublich, halb hohnvoll. „Und wer wäre dieser unglaublich Beglückte, dieser widerwärtig Dreiste, dieser —“

„Peter von Himmelstort“, antwortete sie und eilte an ihm vorüber.

Ein kurzes Lachen klang hinter ihr her. Leutnant von Rabenhorst war zweifelhaft, ob er sofort zu seinen Nebenbuhler stürmen und ihn mit dem Degen herausfordern, oder ob er damit bis nach seiner Rückkehr warten solle. Höhere Mächte entschieden darüber. Am Abend hielten ihn seine dienstlichen Pflichten fest, und als er am nächsten Morgen herunterkam, war der Kammerjunker mit dem Herzog in den Wald geritten. So mußte er sein Reispferd besteigen, ohne seine Kline mit derjenigen Himmelstorts gekreuzt zu haben.

Am Tage darauf war's, daß Peter von Himmelstort um eine Privataudienz beim Herzog bat.

Leider trat er nicht zu günstiger Stunde vor seinen Herrn.

Prinzessin Emilie war krank. Noch zweimal in der letzten Woche war ihr der Engel mit den großen weißen Flügeln erschienen, an derselben Stelle wie vor zwei Jahren das rote Pferd. Man deutete dies verschieden. Die Gesellschaft von Laingen hatte sich in zwei Lager gespalten. Die um die Frau Forstmeisterin, deren Vater erst vor zehn Jahren geädelt worden war, eine Dame mit kleinen Eitelkeiten, aber sonst voll Güte und hausmütterlicher Fürsorge, neigten zu optimistischer Auffassung, während die um die Frau Ministerin von Bleichingen und ihre lange Tochter Dorette (die schon seit fünfzehn Jahren zu Hof ging) den schwärzesten Vermutungen Raum gaben.

Die Prinzessin selbst fürchtete nicht für sich, sondern für ihren Bruder, und zwar glaubte sie in dem Moralerlak und allem, was damit zusammenhing, die graue Wolke zu sehen, die sein Glück bedrohte. Denn diese Sache machte ihm von Tag zu Tag mehr Sorge. Prinzessin Emilie war nachgerade zu der Überzeugung gekommen, daß irgendeine Frau ihm Unheil bringen werde, und obwohl sie selbst eine Frau war, fürchtete sie keine Gefahr mehr als diese.

Der Hofprediger Carminus war bei der Prinzessin, inzwischen erschien der Chirurgus Brettinger, der kleine, unausgeglichene Leibarzt mit dem großen Kopf, beim Herzog.

Serenissimus war sichtlich besorgt, denn das Befinden seiner Schwester hatte sich in der letzten Nacht verschlimmert. Sie hatte den Engel dreimal durchs Zimmer gehen sehen, diesmal mit einem roten Tuch in der Hand. Und nach dem dritten Male war sie von einem leichten Schwindel, verbunden mit heftigem



übelknein, ergriffen worden. Ihr herzoglicher Bruder pflegte zwar über abergläubische Anwandlungen zu lächeln, aber er war doch unangenehm berührt, als der Chirurgus, dieser ungeschlachte Mensch mit der fetten Stimme, einfach behauptete:

„Sollen zu Gnaden, diese Erscheinungen dürften nicht durch Gebete auszutreiben sein, sondern durch Fasten und Borgia, auf daß alle unnötigen Stoffe ausgeschieden und die hochfürstlichen Säfte in neue Circulation gebracht werden.“

Serenissimus hielt es für besser, den Chirurgus allein zu seiner Schwester zu schicken. Erst als er ihn formwachte, verließ er seine Gemächer, um die Prinzessin zu beruhigen, falls die Ratschläge des Arztes sie erregt haben sollten. Und das war in der That so sehr der Fall gewesen, daß Ihre Durchlaucht einen neuen Anfall, diesmal ganz anderer Art, erlitten und dem ahnungslosen Chirurgus plötzlich ihren Pantoffel an den Kopf geworfen hatte. Sie weigerte sich auch jetzt noch, die verordnete Medizin einzunehmen, schluchzte, verdrehte die Augen und sank schließlich wie bestimmungslos hintenüber in ihre Kissen. Nachdem sie durch kalte Kompressen etwas beruhigt worden war, verließ der Herzog sie. Es ist aber begreiflich, daß seine Stimmung alles eher als gnädig war.

„Sprecht! Was wollt Ihr?“ fragte der Herzog seinen Kammerjunker ziemlich kurz. Man konnte merken, daß er die Audienz sehr abgekürzt zu sehen wünschte. So mußte es ihm wenig erfreulich sein, daß Simmelpfort in längerer, wohlstudierter Rede mit großen Umschweifen sein Anliegen vorzubringen versuchte. Serenissimus brach endlich alle Erörterungen ab mit den Worten:

„Heiraten wollt Ihr? Gut! Aber wen?“

„Fräulein Aglaja von Dubal, wenn Euer Durchlaucht gnädigst gestatten.“

Das war dem Herzog zu viel.

„Schon wieder Fräulein von Dubal? Ihr auch? Ineroyable!“ stieß er heftig hervor, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Unmöglich! Viel zu jung. In meinem Dienste werdet Ihr sie nicht heiraten. Und wodon wollt Ihr leben, wie? Fräulein von Dubals Eltern haben mir ihre Tochter anvertraut. Außerdem können nicht beide Hofdamen gleichzeitig den Dienst verlassen. Mit Veronika war das etwas anderes, etwas ganz anderes. Weißt sie es schon?“

„Ich habe mir erlaubt, in ehrerbietiger Andeutung die Angelegenheit zu berühren, und war Fräulein von Dubal zunächst nicht ganz d'accord mit mir —“

„Ah — seht Ihr wohl?“

„Doch hat sie nicht angestanden, mir gestern anheimzugeben —“

„Ah wohl! Nichts da! Schlagt Euch das ein — für allemal aus dem Sinn!“ Serenissimus wandte sich ab und ging zur Tür. Dort sah er sich noch einmal um. „Bin sehr unzufrieden mit Euch. Erwarte, daß Ihr Euch gänzlich zurückhaltet und die Kleine nicht beunruhigt. Verstanden?“ Er nickte kurz und verließ das Zimmer. —

Sehr niedergeschlagen erröthete Simmelpfort in Aglajas Stübchen. Auch sie war unzufrieden mit ihm, weil er nicht mehr ausgerichtet hatte. Vergebens sollte sie sich nun also darauf besinnen haben, dem Ehepaar Radenhorst als Braut gegenüberzutreten.

„Warum habt Ihr es nicht dringender gemacht? Habt Ihr gesagt, daß Ihr mich liebt? Daß Ihr ohne mich nicht leben könnt?“

„Nein“, antwortete er ganz bedrückt.

„Wie? Nicht einmal das? Ja, das ist doch nicht das Benehmen eines Liebhabers!“

„Eines — Liebhabers?“

„Freilich! Ach Gott, daß ich auch an Euch geraten bin!“

Aglaja zog das Taschentuch und schlug damit ein paarmal in der Luft umher.

„Mir scheint wirklich, daß ich es ungeschickt angefangen habe“, gab Peter von Simmelpfort zu. „Ich

bin nun halt ein Neuling in Liebesfachen, wenn man hier von einer Liebesache reden darf. Wer mich dünkt, wir könnten unseren Zweck vorläufig auch ohne öffentliche Verbindung erreichen. Es soll mir nicht schwer fallen, Euch einige sanfte Blicke zuzuwenden, Euch verstoßen die Hand zu drücken, Euch leise etwas auszusüßeln. Und Ihr müsst ebenso tun. Auf solche Weise dokumentieren wir unsere Zusammengehörigkeit, zwar nicht für uns, aber für die Augen der Welt und der Beiden, die uns so tief gekränkt haben.“

„Ja, das wäre schon ganz lustig“, meinte Aglaja nachdenklich, „und Ihr mögt es fertig bekommen, aber von mir dürft Ihr solche Bêtisen nicht erwarten. Heiraten könnt' ich Euch allenfalls, aber Euch anschnachten — impossible!“ —

Der Herzog nahm alsbald Gelegenheit mit dem Kammerherrn von Dunkelstein über die Tischordnung zu sprechen.

„A propos, seht Fräulein von Dubal nicht neben Simmelpfort!“

„Neben — Herrn von Radenhorst, wollten Euer Durchlaucht wohl sagen“, erlaubte sich der Kammerherr einzuwenden.

„Nein, nicht Radenhorst! Der ist ja gar nicht hier. Simmelpfort mein' ich.“

„Neben — den auch nicht?“ Klang es erstaunt zurück.

Da hielt Serenissimus es für gut, dem Kammerherrn von Simmelpforts Anliegen zu sprechen. Wenn alles nicht helfe, sagte er, werde er den jungen Mann vom Hofe zu entfernen wissen.

„Euer Durchlaucht Absichten in Ehren —“ der Herzog fand, daß Dunkelstein eine eigene Manier habe, ihm immer bei den wichtigsten Anlässen mit Widersprüchen zu kommen — „aber man würde es vielleicht nicht verstehen, wenn Euer Durchlaucht den — nun wie soll ich sagen — den Schuldigen zur Ehe verhelfen und sie den — den Liebenden verweigern.“

„Ah bah! Liebenden! Ländelei!“

„Und — wenn Euer Durchlaucht mir zu bemerken gestatten — es wäre doch diese zweite Ehe die beste Gewähr für das Glück der ersten.“

„Meint Ihr? Ich denke denn doch, daß die Ehe ihre Gewähr in sich selber tragen wird, andernfalls würde ich dem Störenfried auf der Festung Gelegenheit geben, sich eines besseren zu besinnen.“

„Ohne Zweifel würde das eine heilsame Maßregel sein, indessen — es ist da noch ein Punkt — eine Möglichkeit —“

„Nun so spricht doch! Was für eine Möglichkeit?“

„Daß auch bei diesem zweiten Paar die Ländelei schon den ersten Grad überschritten hätte, und nur das Schamgefühl sozusagen den Schild abgab vor einer immerhin nicht ganz unbedenklichen Wahrheit.“

Seine Durchlaucht stand wie vom Donner gerührt.

„Welche abominable Verdächtigung!“ sagte er empört. „Ich halte es für ausgeschlossen, daß Fräulein von Dubal auch nur den geringsten Anlaß dazu gegeben haben könnte.“

Mit diesen Worten ging er und ließ den Kammerherrn stehen.

„Gm, hm!“ machte der vor sich hin. „Sieh doch! Die kleine Aglaja!“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein französisches Tagebuch.

Bereits am 7. Dezember haben wir aus dem Tagebuch eines jungen, mehrfach deforirten, für Frankreich wie für den Soldatenberuf begeisterten französischen Infanterieoffiziers, der Mitte Oktober in der Champagne in deutsche Gefangenschaft geraten war, einen Auszug veröffentlicht. Wir entnehmen dem Buche, das stellenweise — offenbar aus Vorsicht gegenüber den französischen Kameraden — in englischer Sprache geschrieben ist, noch einige weitere Stellen.

Um die in der fremden Presse aufgetauchten Zweifel an der Echtheit des Tagebuches zu beseitigen, sei bemerkt, daß sich das Original in Berlin an amtlicher Stelle befindet. Es



ist den Vertretern der deutschen und der neutralen Presse gezeigt worden.

Donnerstag, 15. Juni: Ich sehe nicht ein, warum die Vereinigten Staaten versuchen, sich mit uns einzulassen. Ich gehe sogar noch weiter und sage, in ihrem eigenen Interesse wäre ein Bündnis mit Deutschland viel vorteilhafter. Sie könnten dann von dem unverteidigten Kanada Besitz ergreifen und würden mit ihrer Flotte Herrscher des Atlantischen Ozeans werden. Sie wären ferner auch finanziell nach dem Kriege im Vorteil. Dieser Krieg wird uns eine gute Lehre geben, nämlich die, daß wir uns nicht mehr durch Fragen der Sentimentalität leiten lassen sollen. Es ist der Haß gegen Deutschland, der uns diesen Krieg als notwendig erscheinen ließ. Wenn wir einen deutsch-französischen Vertrag unterzeichnet hätten, dann hätten wir vielleicht Nutzen davon gehabt. Ich kann mich jetzt über diesen Punkt nicht weiter verbreiten, aber ich will ihm später noch mehr auf den Grund gehen.

Freitag, 16. Juni: Heute habe ich einen Brief aus Paris erhalten, der interessante Mitteilungen über die sozialistische Bewegung enthält, die in der Hauptstadt täglich anwächst. — Sogar die Radikalen und die Sozialisten erheben ihre Stimme gegen den Krieg und verlangen um jeden Preis Frieden. Können wir ihnen ihren Wunsch erfüllen? . . . Man muß offen sein gegen sich selbst. Wie sehr ich selbst diesen Krieg im allgemeinen beklage, und besonders einen Krieg, wie wir ihn jetzt führen, so sehe ich darin trotzdem nur die Vorbereitung zu mindestens drei anderen Kriegen. Der nächste wird ein amerikanisch-japanischer sein. Er wird aus Länderstreitigkeiten entspringen und infolge der Festsetzung Japans in China entstehen. Der zweite wird nochmals ein europäischer Krieg sein, und es könnte geschehen, daß er uns diesmal als Verbündete unseres heutigen Feindes fände gegen unseren heutigen Verbündeten jenseits des Kanals. Aber die Beziehungen zwischen den kriegführenden Ländern werden viel vom Endergebnis des Krieges 1915 abhängen. — Der dritte Krieg, den man schon längst voraussieht, wird ein Kampf zwischen dem alten Europa und den Slaven sein, die inzwischen erwacht sein werden. Gestärkt, zivilisiert und militärisch organisiert werden sie mit ihren Millionen Menschen und ihrem ungeheuren Reichtum versuchen, bei uns einzufallen. Es wird an uns Söhnen des alten Europas sein, uns zu verteidigen. Dieser Krieg wird furchtbar sein, viel schrecklicher als der jetzige, während der zweite nicht sehr heftig und nicht sehr lang sein wird. . . . Diejenigen, die „Mörder der Menschlichkeit“ schreien, sind immer die Unterliegenden. Wenn sie die Überlegenen wären, würden sie nichts sagen.

Sonntag, 4. Juli: Es herrscht vollständige Uneinigkeit zwischen unseren Generalen. De Ville weigert sich, uns nach Bagatelle wieder hinaufsteigen zu lassen. Er betrachtet uns als verbraucht, und wir sind es auch. Duchesne vom A. A. nennt uns Simulanten und will, daß wir wieder hin aufsteigen. In Florent fanden sehr heftige Kundgebungen gegen Duchesne statt, wo die Truppen sich geweigert haben, zu manövrieren, aber schloßen, ihn bei einem Angriff an die Spitze zu setzen. De Ville hat gedroht, eher seine Generalsternie zurückzugeben, als uns zu dieser Schlachterei zu führen. Unsere Verluste betrugen seit Mai 12 500 Mann. In zwei Tagen (dem 1. und 2. Juli) haben wir mehr als 4000 Mann verloren. Das Regiment allein hat 2300 Mann in 10 Tagen eingebüßt. . . . P. S. Man erfährt, daß in mehreren Städten Nordfrankreichs große Krawalen zwischen Militärbehörden und dem Zivil ausgebrochen sind, so z. B. in Choisy le Roi und Andern in Tarent. Was vorauszu sehen ist, das ist, daß das Volk mit der Truppe gegen die Republik vorgehen wird. Es ist eine revolutionäre Bewegung im Anzug.

Freitag, 18. August: Wir sind nicht imstande, einen Winterfeldzug zu führen, und zwar aus vielen Gründen, die ich später beschreiben werde. Wir werden jedenfalls gegen den 15. September die Offensive ergreifen. Eine starke und mächtige, verzweifelte Offensive. Die letzte! Unsere Lebensmittel in Paris, das Fleisch sind außer jedem Preis. Holzkohlen kosten 1,40 Franken das Paket. Das Brot ist unerschwinglich! Man teilt uns mit, daß es kein gefrorenes Fleisch mehr gibt. . . . Man spricht davon, die Kartoffeln mit Beschnag zu belegen! Und dabei machen wir uns über die Woche lustig!

Samstag, 21. August: Wir sind blind! Stets ohne Voraussicht und blind! In der Kammer regt sich der Sozialis-

mus. Man verlangt von Mitterand Erklärungen über die genaue Lage der Armee und über unsere Aussichten. Er wird versuchen, sich aus der Klemme zu ziehen, in Wirklichkeit sieht die Geschichte schlecht aus. Das Volk ist wach, man hat genug. Wir sind stets blind, wir Franzosen! Wie wäre es doch viel besser gewesen, unsere äußere Politik zu ändern und ihr eine andere Richtung zu geben als die auf das eng-lisch-russische Bündnis.

Montag, 30. August: Man spricht von den Deutschen wie von Verbrechern, von Wesen ohne Sittlichkeit, die die Verträge ungestraft vergröblichen. Wir sind ihnen ganz gleich, und wenn es in unserem Interesse gewesen wäre, den Frieden zu brechen, so hätten wir es ohne Strupfel getan, und zwar mit schönen Entschuldigungen und einleuchtenden Gründen. . . . Oh! Und dann ist man müde, in großen Buchstaben immer wieder diese „sicheren Zeichen“, „sicheren Vorläufer“ eines deutschen Niederbrechens oder eines großen Sieges der Verbündeten oder des Friedens zu lesen. Schon seit 11 Monaten liest man das; alle Tage ein neues Anzeichen, und nichts trifft ein. Sprechen wir lieber weniger und handeln wir dafür mehr. Machen wir nicht so viel Schwätzereien von Bundestreue, von Liebe und Nächstenliebe. Beschäftigen wir uns lieber zuerst mit dem Wohle Frankreichs. Sehen wir lieber in überlegener und praktischer Weise mehr in die Zukunft. Wie Deutschland uns doch so gut in der Kriegführung unterrichtet. Werden wir daraus Lehren ziehen? Haben wir bereits aus den 10 Monaten erzwungener Leihzeit Nutzen gezogen? Aber da ist nichts zu machen, das liegt im französischen Charakter. Wir werden uns nie ändern. (Benj. Blü.)

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

#### Fürs Vaterland!

Fremdes Volk und fremde Gauen,  
Fremde Sprache, ist's ein Traum?  
Ich bin wach, doch was ich sahne,  
Was ich höre, sah' ich kaum.  
War's nicht gestern, als wir gingen  
Aus dem schönen Hessenland?  
Heute kämpft in heißem Ringen  
Jeder für sein Vaterland!

Wochen sind nun schon vergangen,  
Tage voller Weh' und Pein.  
Manchmal kam ein still Verlangen  
Nach dem lieben, trauten Heim.  
In so manchem Sturmgefechte,  
Mit dem Degen in der Hand,  
Kämpften wir für heil'ge Rechte,  
Für das teure Vaterland!

Nach des Sommers heißen Tagen  
Liegen wir nun Tag und Nacht  
In der Erde eingegraben,  
Die uns schützend überdacht.  
Oft schon plachten die Granaten,  
Augen piffen in den Sand,  
Während wir mit frischen Taten  
Kämpfen für das Vaterland.

Wo die dunklen Hügel ragen,  
Sanft beklängt vom Abendrot,  
Liegt so mancher schon erschlagen,  
Hand so mancher Held den Tod!  
Frauen weinen, Kinder kallen,  
Betend schlingt sich Hand in Hand,  
Sei getrost, er mußte fallen,  
Sterben für das Vaterland!

Gleiche Sonn' am gleichen Himmel,  
Leuchtet freundlich hier und dort;  
Sieht dort auf das Kriegsgetümmel,  
Auf Zerstörung, Brand und Mord.  
Doch wenn einst der Feinde Lüge  
Deutschland tapfer überwand,  
Stehen wir zu neuem Glücke  
Heim ins liebe Vaterland!

Gurgant Georg Thoma.





# Neues vom Büchermarkt.



## Kriegsgebichte, Romane, Novellen usw.

\* „Unteroffizier Hartmann“ von Hermann Kesser. (Verlag von Rascher u. Co., Zürich und Leipzig.) Es geht eine starke konzentrierte Stimmungsgewalt von dieser Geschichte aus, die uns in den Fieberphantasien eines tod-  
krankten Soldaten das Schicksal eines Entgleitenden allmählich enthüllt, bis der Tod den Heimatflüchtigen erlöst. Man fühlt überall, daß ein wirklicher Dichter zu uns redet.

\* „Schwert und Brot“ von D. Gottfried Traub. (Dortmund. Verlag von J. Engelhorn's Nachf.) Der berühmte, vor kurzem noch so leidenschaftlich im Parteikampfe geschwätzte oder hochgepriesene Theologe, hat seit Beginn des Krieges mit seiner ganzen starken und tunigen Persönlichkeit sich in den Dienst des nationalen Gedankens gestellt und so sich auch die Achtung derer erworben, denen sein Name vorher ein Entsetzen war. Hier liegt nun die zweite Folge seiner vaterländischen und religiösen Rundgebungen vor, die „Eisernen Blätter“ und Briefe aus Kriegszeiten, wie sie anfangs einzeln in Traubs Zeitschrift „Christliche Freiheit“ erschienen. Auch diese Worte werden mit ihrer schlichten, aber eindringlichen Beredsamkeit Tausenden Trost und seelische Kraft geben in unseren Nöten. Man kann nichts Besseres und Erhebenderes lesen in dieser großen Zeit.

## Romane, Novellen.

\* „Die Geschichte der kleinen Fliege.“ Ein kleine-Roman von Doris Wittner. (Grethlein u. Co., G. m. b. H., Leipzig.) In der Vorrede zu diesem biographischen Roman betont die Verfasserin ausdrücklich die Souveränität des schaffenden Künstlers, die mit den Dingen schaltet und waltet, wie es ihr beliebt. Reinetwegen mag das so sein, obgleich man so eigentlich nicht versteht, warum nun gerade diese ganz bestimmte Wirklichkeit zugrunde gelegt wird, die doch immer einen gewissen Respekt beanspruchen müßte. Aber es ist ein innerer Widerspruch, wenn nun die Dichterin zugleich der Wirklichkeit dienen will, indem sie zeigt, „daß auch im Herzen des Mannes, der als Vaterlandsfeind gelästert und über das Grab hinaus verfolgt ward, ein heißer deutscher Blutstrom pulst“. So etwas läßt sich doch nur eben durch die Wirklichkeit zeigen! Wir denken über diese Heinesche Vaterlands-  
liebe sehr zweifelhaft und glauben, daß sich in tausend Jahren noch nicht entscheiden läßt, welches das echte Gesicht des ironischen Spottgeistes gewesen ist. Jedenfalls gehört der Rensondr der französischen Regierung doch wohl nicht zu den Männern, die wir in dieser Zeit nationaler Erhebung als Vorbilder verehren. Von solchen Bedenken abgesehen, verdient der Roman als eine äußerst interessante, spannende Zeitdarstellung wirklich alles Lob, es ist wirklich so, daß der Held in seinen Neben nicht zu sehr abfällt von dem geistreichsten aller verführerischen Blauderer, Harry Heine, dessen Namen er doch nun einmal trägt, und besonders seine halb frivol halb sentimental erlebten Liebesaffären sind mit lebendiger Kraft dargestellt. Die Perspektive, daß hier der Genius immer Recht behält gegenüber seinen angeblich so philistinhafte Widersachern, mag man denn bei so warmer Verteidigung sich für den Augenblick gefallen lassen.

\* „Franz Schuberts Lebenslied.“ Ein Roman der Freundschaft von Hof. Aug. Lux. (Grethlein u. Co., G. m. b. H., Leipzig.) Der Verfasser dieses biographischen Romans hat sich die Aufgabe gestellt, im Leben des Tonpoeten zugleich die innerste Natur des österreichischen Seelenzustands, die eigentümliche „österreichische Seelenwundtheit“ darzustellen und so zugleich seinem Buche eine Beziehung zu geben zu unserer Zeit, in der Österreichs Volk erst recht sich auf sich selbst zu bekümmern sucht. Für solche typische Steigerung und Engherzigkeit freilich scheint uns dies Dasein in seiner naiven Gornlosigkeit kaum geeignet, um so treuer hat dafür der Verfasser ohne künstliche Zudichtung die Wirklichkeit in ihrer Lebensfülle gestaltet, und das ist ein besonderes Lob, wo so oft heutzutage mit souveräner Willkür durch den Dichter die Geschichte verzerrt wird. Lux kennt sein Österreich und sein Wien, so hat er auch Schubert verstanden, wie Bauernfeld ihn auffaßt in der Doppelnatur der durch einen Zug tiefer Melancholie bereicherten Wiener Geistesart. Und er läßt ihn wirklich in seiner Sphäre bleiben als das schüchterne, unbeholfene Schulfmeisterlein, das die wundervollen Tiefen der Seele nur den treuen Freunden offenbart. Jedenfalls kann diese Art der Erzählung mit Ehren bestehen neben dem berühmten „Schwammerl“-Roman von Varsch, der ja andere Ziele verfolgt, sein Thema freier, subjektiver paragrafisiert.

\* „Der Doppeltrab.“ Ein Raunenroman aus den achtziger Jahren. (Verlag von Gebrüder Anauer, Frankfurt am Main.) Ein starkes Talent für genrebaste Kleinmalerei zeigt sich in dieser, in Gomburg v. d. Höhe spielenden Geschichte. Leider aber ist die Geschmackslosigkeit, mit der Triviale und Gemeines hier breitgetreten wird, so wenig erquicklich, daß man auch das Gute in dem Buche nicht zu genessen vermag.

## Juristisches.

\* „Der Staat und die Elektrizitätsversorgung.“ Unter diesem Titel hat Dr.-Ing. Gustav Siegel einen längeren Artikel in den „Preussischen Jahrbüchern“ veröffentlicht, der jetzt im Verlag Georg Stille, Berlin, NW. 7, als besondere Broschüre erschienen ist und, wie aus nachstehendem ersichtlich, für weitere Kreise von größtem Interesse ist. Von der Vermutung ausgehend, daß nach dem Kriege die Elektrizität den wirtschaftlichen Zwecken des Staates unmittelbar nutzbar gemacht werden soll, wird in der vorliegenden Arbeit zunächst die geschichtliche Entwicklung der Elektrizitätsversorgung Deutschlands, namentlich mit Bezug auf die Unternehmerfrage, geschildert. Es werden dann die Gründe erörtert, die für ein staatliches Eingreifen wiederholt geltend gemacht worden sind. Weiter werden die Mittel und Wege für ein staatliches Eingreifen besprochen. In einem letzten Abschnitt wird ausführlich dargelegt, wie sich der Staat durch die Errichtung von Großkraftwerken unmittelbar an den Energiequellen, durch ihre Verbindung und durch den Ausgleich der Belastungsverhältnisse sowohl ausreichenden Einfluß auf die fernere Gestaltung der Elektrizitätsversorgung als auch wesentliche Einnahmen ohne Beeinträchtigung der bisherigen Entwicklung sichern kann.

\* „Das Gesetz zur Einführung der Verfügungen über Miet- und Pachtsanforderungen.“ Vom 8. Juni 1915. Erläutert von Dr. Ernst Trendelenburg, Amtsrichter, Hilfsarbeiter im Reichsjustizamt. (Verlag von Franz Vahlen in Berlin, W. 9, Kien-  
straße 16.) Das Gesetz will offensibare Unbilligkeiten beseitigen, die sich unter der Geltung des bisherigen Rechtes herausgebildet haben. Aus sich heraus ist es nicht jedem verständlich. Die vorliegende Arbeit bezweckt, das Gesetz im Zusammenhang mit den Vorschriften darzustellen, in deren Rahmen es gehört. Die Einleitung enthält einen allgemeinen Überblick über die Vorgeschichte. Es folgt die Entstehungsgeschichte und eine Darstellung des wesentlichen Inhalts, die sich im allgemeinen an die Ausführungen der Begründung anschließt. Eine eingehendere Darstellung findet die Zwangsversteigerung des Miet- oder Pachtgrundstücks. Ausführlich sind ferner die Übergangsvorschriften behandelt, die schon jetzt an Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben haben. Zum Schluß wird die Belehrung des Mieters oder Pächters besprochen und mit Hinweisen auf die Erläuterungen des Gesetzes belegt. Der kleine Kommentar kann allen, welche sich mit den Bestimmungen dieses Gesetzes vertraut machen wollen und denen an sachkundiger Erläuterung und Führung gelegen ist, zur Anschaffung empfohlen werden.

## Zeitschriftenschau.

\* Zwei bedeutende Kunstausstellungen — die eine der modernen, die andere der älteren Kunstströmung — führt uns das soeben erschienene Jahrbuch der „Kunst“, Zeitschrift für freie und angewandte Kunst (F. Bruckmann, A.-G., München) in Wort und Bild vor. Die Galerie Heinemann in München veranstaltete gegen Ende vorigen Jahres eine „Ausstellung von Werken der Münchner Malerei 1860—1880“, durch welche eine Fülle der reizvollsten Schöpfungen aus dieser Zeit von Trübner, Harburger, Stäbli, Schuch, Spitzweg, Volz, Schleich u. v. a. zutage gefördert wurde. Eine weitere Veranstaltung auf dem Gebiete der Kunst war die „Ausstellung der Berliner Secession“, die den Beweis erbrachte, daß unsere Modernen, wenn auch ihre Schär durch Einberufungen zum Dienst unter den Waffen sehr gelichtet ist, nicht untätig sind. Ein dritter Aufsatz behandelt das Schaffen Albert Weisgerbers, durch dessen im Frühling v. J. in Flandern erfolgten Selbsttod dem Münchner Kunstleben ein großer Verlust entstanden ist. Von Max Klinger sehen wir eine Anzahl vorzüglicher Wiedergaben aus dem soeben erschienenen Werke „Zwanzig Zeichnungen“. Die Bauten von Ludwig Hoffmann zeigen uns einen vielseitigen Architekten, dessen Schöpfungen den ganzen Vorzug und Reiz wahrer Heimatskunst aufweisen. Zum Schluß finden wir Goldschmiedearbeiten von Joseph Wilm-Verlin, Abbildungen von Zimmer-  
einrichtungen von der Kölner Werkbundausstellung aus dem soeben erschienenen Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1915, und endlich aus der befreundeten Donaumonarchie reizvolle Entwürfe für Besuch- und Straßenkleider sowie Seidenstoffe der Wiener Werkstätte.

\* „Die Weißen Blätter“, eine Monatschrift (Leipzig, Verlag der Weißen Bücher) enthalten im Dezemberheft folgende Beiträge: Eduard Bernstein: „Völker zu Hause“; Peter van Pier: „Der Prophet“; Alexander von Gleichen-  
Helmheim: „Die Klage der Frauen um Lazarus“; Robert Walser: „Rottgen; Alfred Romm: „Der Herr mit der gelben Brille.“





# Illustrierte Kinder = Zeitung

des  
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

## Das Opfer.

Von Marie Melchers, Wiesbaden-Düsseldorf.

(Schluß.)

„Der Mutter kann ich es nicht sagen,“ gestand das Mädchen stoßend. „Ist auch nicht nötig. Wir legen alles heute Abend auf ihren Tisch neben die Kleider; dann merkt sie schon, wofür das ist.“

„Und diesen Nachmittag dürfen wir unsere Sachen noch einmal behalten.“

So ward es denn getan. Die Brüder ließen unermüdet das Hammerwerk gehen, den Springbrunnen laufen, erfanden noch eine Dampfmaschine und vergnügten sich prächtig.

Eiesel wollte auch noch einmal recht hübsch mit ihrem Evchen spielen, doch es gelang ihr nicht, die Trennung lag ihr schwerer auf dem Herzen, als sie gestehen mochte. So badete sie ihr Kind nur noch einmal, zog ihm das blaue Sammtkleid, das Häubchen und die weiße Schürze an, holte einen kleinen Briefbogen und schrieb darauf:

„Liebes Kind aus Ostpreußen!

Ich schenke Dir mein Evchen. Du mußt es sehr lieb haben, denn ich habe es auch lieb gehabt.

Es grüßt Dich Deine Eiesel.“

Eine einzige große Träne fiel zum Schluß auf den Bogen, aber die sah niemand, Eiesel wischte sie schnell fort. Sie band der Puppe den Brief an der Hand fest, setzte sie in den kleinen Sessel und ging zu den Jungen an den Spieltisch. Dort kam sie wie gerufen.

„Du kannst uns helfen! Die Maschine ist so blind; wir wollen sie neu putzen, und diese Sachen hier auch.“

Mit vereinten Kräften ward nun geschauert und gerieben, alles fein verpackt und auf den Sammelstisch getragen. Auch das Evchen. Die Mutter merkte nichts. Erst als sie ihre drei Kleinen zu Bett gebracht hatte und schon fast zur Türe hinaus war, rief Paul ihr nach:

„Mutter, wir haben Dir noch etwas auf den Tisch gelegt für die Ostpreußenkinder. Aber Du darfst uns nicht danken, es soll ein Opfer sein.“

Wie groß das Opfer war — die gute Mutter konnte es wohl ermessen. Doch sie sprach nicht darüber. Nur einen besonderen Kuß brachte sie ihren Kindern noch vor dem Einschlafen, und dieser Kuß machte die kleinen Herzen still und friedlich.

Als Eiesel am nächsten Tag aus der Nachmittags-schule kam, saßen die Brüder allein im Wohnzimmer und statt der Mutter brachte Frau Müller, die Scheuer-

frau, ihnen Brot und Milch. „Ihr sollt hübsch brav sein, läßt die Mutter euch sagen, in einer Stunde wäre sie wieder da.“

Die Kinder nickten und Paul sagte geheimnisvoll: „Ich weiß, wo die Mutter ist. Sie trägt unser Ostpreußenpaket in den Nähverein.“

Die beiden andern schwiegen und ihre Gedanken schweiften um das Paket, seinen Inhalt und in die Ferne.

„Sag mal, Eiese,“ begann Oskar nach einer Weile nachdenklich, „meinst Du sicher, Weihnachten wäre der Krieg aus, und der Vater käme heim?“

„Das kann die Eiese doch nicht wissen,“ antwortete der Bruder statt ihrer.

„Ja, — wer macht denn überhaupt Frieden?“

Die Großen überlegten.

„Der Kaiser,“ meinte Paul.

„Die Hauptleute und die anderen Offiziere müssen ihm helfen — nicht?“ erkundigte sich der Kleine weiter.

„Ich weiß nicht, — aber es kann sein.“

„Die sind aber doch alle so weit fort und wissen es gar nicht, daß wir jetzt Opfer bringen können, und daß es Frieden werden darf,“ rief er eifrig.

Das war in der Tat so. Daran hatten sie noch gar nicht gedacht. Nur im stillen hatte Eiesel gehofft, daß das Christkind den Frieden und den Vater bringen würde. Ob daraus jetzt gar nichts wurde?

„Wenn wir es dem Kaiser melden?“ schlug sie nach langer Pause vor.

„Das mußt gar nichts, den Brief würde der Kaiser nie bekommen. Dann ist es schon sicherer, wir schreiben es dem Herrn Hauptmann.“

„O ja!“ Die Schwester sprang in der Begeisterung so häftig auf, daß ihr halbgefüllter Milchbecher beinahe umfiel. „Kommt, macht schnell, daß wir es haben, ehe die Mutter zurück ist. Wir wollen sie damit überraschen.“

„Was sollen wir denn schreiben? Und wer soll es tun?“ fragte Oskar aufgeregt.

„Eiesel muß es machen, die schreibt am schönsten.“

„Aber aufpassen kann ich es nicht allein, dabei müßt ihr helfen.“

„Das tun wir schon,“ versprach Paulchen und stiftete großmütig ein Blatt aus seinem Notizbuch.

Mit heißen Backen beugten sich die Kinder über das Papier und überlegten. Eiesel kritzelte mit dem Bleistift, verbesserte, strich aus und schrieb von neuem, bis der älteste Bruder entschied: „So ist es gut.“

Darauf holte sie den letzten ihrer vorjährigen Weihnachtsbriefbogen und schrieb in ihrer allerschönsten Schrift:



„Lieber Herr Hauptmann!

Paul, Oskar und ich möchten Ihnen sagen, daß wir schon ganz gut Opfer bringen können. Die Brüder haben die Dampfmaschine, ich das Eichen hergegeben für die armen Ostpreußenkinder. Es war unser Allerliebstes, und unsertwegen darf der Krieg jetzt aufhören und unser Väterchen heimkommen. Mutter weiß aber nichts davon wir wollen sie überraschen.

Es grüßt Sie herzlich, lieber Herr Hauptmann, Paul, Oskar und Liese Berger.“

Als Liesel bei den Grüßen angelangt war, eilte Paul fort und holte von der Mutter Arbeitstisch das schwarze Notizbuch, auf dessen letzter Seite Vaters Adresse stand.

Das Mädchen setzte mit tiefem Seufzer die schweren Worte: Infanterie-Regiment, Kompagnie und Bataillon auf den Umschlag und Oskar gelang es noch gerade, das wichtige Schriftstück in den nächsten Briefkasten zu tragen, dann kam die Mutter heim und freute sich, daß sie die Kinder recht eifrig bei den Schulaufgaben fand.

\* \* \*

„Herr Oberst, — ich erhielt da heute früh einen Brief, — wollen Sie bitte lesen?“

Der Hauptmann reichte den Bogen dem Oberst hin und dieser las den Kinderbrief zweimal aufmerksam durch und lachte ein wenig.

„Kennen Sie den Mann?“

„Jawohl, Herr Oberst. Er ist seit Anfang des Krieges in meiner Kompagnie, ist ordentlich und tüchtig.“

„Hat er noch keinen Heimatsurlaub, keine Verwundung gehabt?“

„Bis heute nicht.“

„Hm.“ Der Oberst überlegte, blätterte in seinem Notizbuch und nickte schließlich: „Von Montag an vierzehn Tage bewilligt.“

\* \* \*

So lang wie diesmal waren den Kindern die letzten acht Tage vor dem Feste noch niemals vorgekommen. So tüchtig die Brüder auch lernten, um den Eltern ein schönes Zeugnis heimtragen zu können, und so viel Liesel an ihrem langen Schal für den Vater strickte, die Tage wollten und wollten nicht herum gehen.

Die Mutter war, seit die Arbeit für die Armenbescherung und Ostpreußenpakete nicht mehr alle ihre Gedanken und freie Minuten erforderte, viel stiller geworden. Sie hatte öfter rotgeweinete Augen und begriff es nicht, daß die Kinder so ungeduldig den Weihnachtsabend herbeisehnten. Als er dann endlich kam, hatte die Mutter ihren fröhlich hoffenden Blick wiedergefunden, das Wohnzimmer ward abgeschlossen wie in jedem Jahr, man hörte sie hinter der Tür auf- und niedergehen. Ja, sie stimmten sogar ein Weihnachtslied an, in das die Kleinen jedoch nicht einfielen. Jetzt waren sie diejenigen, die bedrückt herumgingen, sich mit beginnender Dämmerung in die dunkle Küche um den warmen Herd setzten und miteinander flüsternten:

Siehst Du, Liesel, es gibt keinen Frieden.“

Das kleine Mädchen schüttelte traurig den Kopf. „Ich weiß. — Sicher sind noch nicht alle Menschen so brav, wie sie sein müßten. Wir auch nicht!“ Dabei dachte sie an die schöne Vase, die sie letzte Woche zerbrochen, als sie sie, obschon es verboten war, vom Schrank heruntergeholt hatte. Der Jungen Gewissen war auch nicht ganz rein. Oskar hatte sein Rechenheft, Paul einen der neuen, warmen Handschuhe verloren.

„Jetzt kommt auch der Vater nicht.“

„Das kann man nicht wissen.“

Liesel schwieg und alle Drei hofften und warteten.

Als von der nahen Marktkirche die Weihnachts-  
glocken erklangen, kam die Mutter zu den Kindern.

„Ihr singt ja gar nicht, dann kann auch das Christkind nicht kommen.“

„Ach, bitte Mutti, es soll noch etwas dableiben,“ flehte Liesel.

Oskar bettelte: „Erzähle uns noch etwas! Wie das Christkind auf die Welt kam.“

So setzte die gute Mutter sich zu ihnen und erzählte von der heiligen Nacht. Die dunkle Küche schwand vollständig aus den Gedanken der Kleinen. Statt ihrer sahen sie das weite Feld von Bethlehlem, die Herden, das Hirtenvolk, die Engel, Maria, Josef und das Kindlein im Stall mit dem strahlenden Stern über der Türe. Sie waren so weit fort von der Wirklichkeit, daß sie es gar nicht merkten, daß die Mutter, als sie fertig erzählt hatte, den Wachsstock nahm und leise in das Zimmer ging. Auch den Ton des altvertrauten Glöckchens vernahmen sie nicht, der sie zum leuchtenden Tannenbaum rief. Aber als es draußen vor dem Abschluß kurz und klar dreimal schellte: „Kling, — kling, — kling!“ stürzten sie mit einem einzigen Schrei: „Vater!“ hinaus, rissen den Schlüssel herum, daß er zur Erde flog und die Türe aufsprang und hielten alle Drei einen bärtigen Kriegersmann umschlungen. Über die Kinder fort schloß er sein Weib in die Arme und zog seine Lieben alle mit hinein in das Wohnzimmer, wo von der äußersten Spitze des Tannenbaums der große Wachsengel seinen Spruch leuchten ließ: „Frieden den Menschen, die eines guten Willens sind.“



## Auf den Kokosinseln.

Die kleine idyllische Inselgruppe der Kokos- oder Keeling-Inseln im Indischen Ozean war vom Geschick dazu ausersehen, der Schauplatz jener Tragödie zu werden, in der unsere brave „Emden“ ihren Untergang fand. Unendlich fern schien für diese niedrigen Korallenatolls in ihrem dichten grünen Kranz der Kokospalmen der große Krieg, der in Europa tobt. Und doch sind ihnen seine Schrecken und Aufregungen nun recht nahe gekommen. In welch ein Bild des Friedens und der Ruhe hier Mars, der Kriegsgott, mit rauher Hand hineingriff, das schildert ein Brief, den ein Berichterstatter aus Direktions-Inseln schreibt, von derjenigen der kleinen Inseln, auf der sich die von den Deutschen vernichtete Kabelstation befand. „Wir saßen, nichts Böses ahnend, auf unserm Inselchen, das mit den andern zusammen einen Korallenarchipel (Archipel: Inselmeer) bildet, dessen lustige Farbigekeit ein so anmutiges Bild bietet. Zwischen den Korallenriffen liegen wie lichtblaue Flecke die kleinen Antiefen der Lagune (Meeresarm, Küstensenke), die merkwürdig zu dem Grün des Mitteländischen Meeres kontrastieren (im Gegensatz stehen). Wenig anderes als die Kokospalmen, die ihnen den Namen gaben, wächst auf diesen Inseln; ein paar Papaya-Bäume, die eingeführt wurden, und etwas dünnes Gras. Die Einwohner sind von Java gekommen und sprechen malaiisch; sie sind eifrig dabei, die Kerne aus den Kokosnüssen zu schneiden und Kopra zu machen, und verbringen all ihre freie Zeit in oder auf dem Wasser. Die Tierwelt ist nur sehr spärlich vorhanden. Nur sehr wenige von den eingeführten Tieren und Vögeln können auf diesem eigenartigen Boden gedeihen; Hunde und Ratten halten sich noch am ehesten. Man amüsiert sich, so gut es geht; wir fischen und schwimmen und rudern und spielen Tennis. Etwas Leben bringen die Beamten von der Kabelstation in diese paradiesische Eintönigkeit; es sind lustige Kerle, die ihre Bärte haben ganz lang wachsen lassen, damit sie sich nicht zu rasieren brauchen, und die Haare ganz kurz geschoren, um die Bürste entbehren zu können. So lebten wir und taten, was wir wollten. Der Krieg schien unendlich fern zu sein. Wohl kamen offizielle (amtliche) Nachrichten durch die Kabelstation, aber sie erzählten uns sehr wenige Tatsachen, und ausgerüstet wurden wir aus unserer Ruhe erst, als die Gesellschaft Gewehre herschickte, damit wir bei einem Überfall auf die Station bewaffnet wären, und der Befehl kam, es müßten Patrouillen ausgestellt werden, um nach den Deutschen auszublicken. Auch dies erschien nur unnötige Vorsicht. Da hörten wir von Singapore, daß ein deutscher Kreuzer nach den Inseln ausgesandt sei, und dann wollte ein Beamter der Station Scheinwerfer auf dem Meere



bemerkt haben. Nun war es um unsere idyllische Ruhe geschehen, und dann kam auch der Angriff der „Emden“ und der darauffolgende Kampf.“ Wenn auch die Kokosinseln noch nie vorher ein so kriegerisches Schauspiel erlebt haben, so hat doch ihre Geschichte schon öfters von sich reden gemacht. Es gab nämlich „Könige“ der Kokosinseln, und zwar ist die Dynastie (Herrschergelecht) vor 85 Jahren von einem gewissen Roß begründet worden. Dieser Roß war ein englischer Marineoffizier, dem die 20 Koralleninseln mit ihren wundervollen in der Sonne glänzenden Lagunen in die Augen fielen. Er glaubte hier die Glückseligkeit und die idealen Bedingungen für einen idealen Staat gefunden zu haben und ging nach Schottland, um die nötige Bevölkerung zu suchen. Als er zwei Jahre später nach den Inseln zurückkam, fand er hier einen andern Abenteurer, Alexander Hare, der mit 200 Sklaven, die ihm der Rajah von Bandschu zum Geschenk gemacht hatte, von dem Archipel Besitz ergriffen hatte. Trotzdem landete Roß mit seinen Leuten, und die beiden Parteien bekämpften einander, bis Hare von seinen Leuten verlassen wurde, die zu Roß übergingen. Der erste „König“ der Kokosinseln starb 1854, und ihm folgte sein Sohn. Im Jahre 1886 wurden die Kokosinseln für einen Teil der Straits Settlements, der hinterindischen englischen Kolonie, erklärt; aber Clunies Roß, der Enkel des ersten „Königs“, erhielt das Vorrecht, die Oberherrschaft über die Inseln auszuüben. Roß übte eine „wohlwollende Despotie“ aus und verbannte vor allem jedes Geld von der Insel. Das auf den Kokosinseln gültige Geld bestand aus Schafsfellen. Der gegenwärtige „König“ John Sidney Clunies Roß, der 1910 seinem Vater folgte, lebt meistens in London.



## Aus dem Reiche der Zahlen.

Ihr habt wohl alle von den im September 1915 für die Kriegsführung unseres Vaterlandes gezeichneten 12 Milliarden Mark gehört und vielleicht waren manche von euch auch unter denen, die dem Vaterlande ihre kleinen Ersparnisse zur Verfügung stellten, also auch zu dem von der ganzen Welt bewunderten Erfolge beigetragen haben. Wie ihr seht, wird heute auf dem Gebiet des Geldwesens mit ganz gewaltigen Zahlen operiert, an die in früheren Zeiten nicht zu denken war. Diese Entwicklung hat aber sicher noch nicht ihren Gipfelpunkt erreicht, so daß wir uns daran gewöhnen müssen, mit immer gewaltigeren Zahlen vertraut umzugehen. Im folgenden sollen nun einmal die euch geläufigen Zeitmaße mit mehr oder weniger großen Zahlen in Beziehung gebracht werden. Auf diese Weise können die Zahlengrößen am leichtesten erfaßt werden. Weiterhin soll gezeigt werden, wie das Zahlensystem sozusagen in die Unendlichkeit wächst.

Es hat 1 Tag: 1440 Minuten oder 86400 Sekunden.  
1 Jahr 8760 Stunden oder 525600 Minuten oder 31536000 Sekunden.

Es haben 100 Jahre, unter Berücksichtigung von 24 Schalttagen: 36524 Tage oder 876576 Stunden oder 52594560 Minuten oder 3155673600 Sekunden.

Feiert eure Großmutter ihren 80. Geburtstag, so hat sie bis dahin gelebt: 29219 Tage oder 701256 Stunden oder 24075360 Minuten oder 2524521600 Sekunden, also fast  $2\frac{1}{2}$  Milliarden Sekunden.

1 Million Sekunden sind	11 Tage $13\frac{3}{4}$ Stunden,
1 Milliarde „	31 Jahre 252 Tage,
1 Million Minuten „	1 Jahr 329 Tage $10\frac{2}{3}$ Stunden,
100 000 Stunden „	11 Jahre $149\frac{2}{3}$ Tage,
1 Million „	114 „ $29\frac{2}{3}$ „

Von den aller seltensten Ausnahmefällen abgesehen, wird also kein Mensch 1 Million Stunden alt. Sollte man es für möglich halten, daß eine einzige Million schon eine so große Zahl ist? Und dabei ist sie doch erst der tausendste Teil einer einzigen Milliarde! Wollte ein Mensch, vorausgesetzt, daß er langlebig genug dazu wäre, den schönen Kriegsanleiherfolg von rund 12,1 Milliarden Mark in Markstücken aufzählen, wobei er in jeder Sekunde um eins fortschreiten sollte, so gebrauchte er dazu die Kleinigkeit von rund 385 Jahren, und wenn er dies Verfahren gar auf drei Kriegsanleihen im Betrage von fast 26 Milliarden Mark anwenden wollte, so benötigte er hierzu eine Zeit von rund 800 Jahren, selbstverständlich alles ohne die geringste Unterbrechung gerechnet.

Unter einem Lichtjahr wird in der Astronomie die Entfernung verstanden, die der Lichtstrahl im Laufe eines Jahres

zurücklegt. Der Lichtstrahl, der mit einer Sekundengeschwindigkeit von rund 300000 Kilometern durch den Weltraum schießt, — nebenbei bemerkt, ist die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes ungefähr die gleiche — durchmißt in einem Jahre die Strecke von rund 9 Billionen 460 Milliarden Kilometer. Eine Billion ist das Tausendfache von einer Milliarde oder das Millionenfache von einer Million, also gleich 1 Million mal 1 Million oder mathematisch die zweite Potenz von einer Million genannt. In Lichtjahren wird die Entfernung der fixen Sterne von der Erde gemessen, es gibt solche, die nur wenige Lichtjahre von unserem Planeten entfernt sind, aber auch solche, deren Licht Jahrtausende gebraucht, um zu uns zu gelangen! Ein Schauer der Unendlichkeit packt einem bei diesem Gedanken. Und doch beträgt die Entfernung dieser uns sichtbaren fernsten Welten noch nicht den zehnten Teil von einer Trillion Kilometer, welche Strecke mehr als 100000 Lichtjahren entspricht. Eine Trillion ist die dritte Potenz von einer Million gleich 1 Billion mal 1 Million oder 1 Million mal 1 Million mal 1 Million, eine Zahl bestehend aus Eins mit 18 Nullen. 1 Quadrillion ist die vierte Potenz von einer Million, also das Millionenfache von einer Trillion, dann kommt als fünfte Potenz die Quinquillion, dann Sextillion, Septillion, Oktillion (achte Potenz) und so fort. Die größte noch bequem auszusprechende geradezu unendlich große Riesenzahl ist die Zentillion, die 100. Potenz der Million, eine Eins mit 600 Nullen. Die Zahl der Potenzen von einer Million wird stets unter Anwendung den entsprechenden lateinischen Zahlbezeichnungen gebildet. Eine Dezillion ist z. B. die zehnte Potenz einer Million.

Nun habt ihr einen Blick in die unheimlichen Tiefen des Zahlenreiches getan. Grenzen gibt es da, so wenig wie bei der Zeit und beim Weltraum, keine. Es geht in die Unendlichkeit weiter und immer weiter. Aber man muß die großen Zahlen, soweit sie für menschliche Verhältnisse in Betracht kommen, in ihrem Werte möglichst zu erfassen und falsche Vorstellungen zu meiden suchen. Auch soll man sich über das Zahlensystem und seinen Fortschritt klar zu sein suchen. Zu verwundern ist es, wie viele sonst recht gebildete Menschen in Bezug auf das Zahlenreich so wenig Wissen, ja zum Teil falsche Vorstellungen haben. Aber es gehört auch zur allgemeinen Bildung hierin einigermaßen Bescheid zu wissen.

S. S.



## Doktor Starmah.

Im Walde hat Frau Meise sich  
Beim Fressen übernommen —  
Es ist das letzte Fliegenmahl  
Der Armen schlecht bekommen.  
Gleich kam von seinem Kasten her  
Der Doktor Star geflogen  
Und hat mit tiefem Kennernblick  
Den Krankheitsfall ermogen.  
Er gab der Kranken Medizin  
Und ließ sie Pillen schlucken —  
„Niti — sizidi! — Mein Kind  
Jetzt kann sie wieder singen!“

S.



## Die Tiere und der Krieg.

Die ungeheueren plötzlichen Einflüsse, unter die das gigantische Völkerringen ganze Länder mit ihren Bewohnern stellt, haben auch vor den Tieren nicht Halt gemacht. Die die Kampfhandlungen begleitenden Kanonaden, die Feuersbrünste und die dadurch erfolgenden Beunruhigungen der Aufenthaltsorte der Tiere haben bei diesen zu mannigfachen Veränderungen ihrer Lebensgewohnheiten geführt. Vor allem sind es die Vögel, die von den Kriegswirren betroffen worden sind. Uralte Gebräuche mußten von ihnen aufgegeben werden. Auf ihren Zügen kamen die Zugvögel oft an Stellen und Orte zurück, die von der Wut des Krieges verwüstet, ihnen keinerlei Zufluchtsstätte mehr bieten konnten. Als z. B. die Störche in diesem Frühjahr sich zu ihren altgewohnten Sommerstätten an den masurischen Seen, die reich an der natürlichen Nahrung, an Fröschen, sind, zurückkehrten, fanden sie ihre Wohnstätten und Nester vernichtet. Viele zogen wieder ab, andere blieben aber da und bauten sich auf den zerstörten Dachsparren neue Nester. Aber der Krieg blieb für sie nicht ohne Bedeutung. Denn die Nachkommenschaft der Kriegsstörche war eine sehr geringe oder blieb gänzlich aus. Andererseits gefiel es den polnischen Störchen in Ostpreußen besser als in ihrer Heimat. Sie traten mit Kranichen und Reiheren zusammen die Flucht über die deutsche Grenze an, wo sie ein für ihre Bedürfnisse ausreichendes Nahrungsgebiet fanden. Profitiert haben von Kriegen die Krähen, die, wie Dr. Sofolowski in der „Medizinischen Klinik“ erzählt, sich auf den Schlachtfeldern des Ostens und Westens in massenhaften Zügen ansammelten, statt wie gewöhnlich im Winter nach Süden zu ziehen, um sich der herumliegenden Kadaver zu bemächtigen. Auffallend wenig sind die kleinen Vögel von dem Karm des Krieges betroffen worden. Anfangs allerdings scheu gemacht, haben sie sich mit der Zeit an die neuen Lebensbedingungen gewöhnt und angepasst. Schon von der Belagerung von Paris im Jahre 1871 ist es bekannt, daß bei den Schüssen der schweren Artillerie Tauben, Sperlinge, Schwarzdrosseln in höchster Aufregung hin und her flogen, die Hühner und Enten verließen ihren Hof, um sich in den dunkelsten Winkeln zu verstecken. Aber bald wick dieser Schrecken über die gewaltigen Erschütterungen, und nach zwei bis drei Tagen nahmen die Tiere wieder ihre gewöhnliche Haltung an. Hier wirkt eben die uralte Tradition nach, die sie gegen die stärksten Einflüsse an ihre gewohnten Heimstätten bindet. Auch hat man des öfteren in Kriegsberichten gelesen, wie sich in den gewaltigen Donner der Geschütze der Gesang von Nachtigallen oder Lerchen mischte, die, unbekümmert um die Vorgänge ringsum, ihre Lieder weiter sangen.

## Aus dem Leben eines berühmten Katers.

Das leise tretende, schmeichelnde, rätselvoll unergründliche Katzengeflüster scheint den Dichtern näher zu stehen als der Hund, der treueste Begleiter der Menschen, denn von Ticks gestiehltem Kater bis zu Gottfried Kellers „Spiegel das Käzchen“

in den „Leuten von Seldwyla“ sind zahlreiche Poeten als begeisterte Lobfänger der Katze aufgetreten, während dem Hunde nur hier und da ein ehrendes Denkmal errichtet wurde. Unter all diesen dichterischen Verherrlichungen der Katzen stehen oben an E. T. A. Hoffmanns „Lebensansichten des Katers Murr“, die der bekannte Hoffmann-Forscher Hans von Müller soeben in einer mustergültigen Sonderausgabe des Insel-Verlages neu herausgegeben hat. Der edle und tief-sinnige Literaturkater tritt hier in selbständiger Größe vor uns, und im Anfang erhalten wir eine ausführliche Lebensbeschreibung seines Urbildes, jenes wirklichen Katers Murr, den sein Herr so sehr geliebt und den er durch sein Meisterwerk zum berühmtesten Vertreter seines Geschlechtes gemacht hat. Man hatte bisher angenommen, Hoffmann habe sein Werk „aus persönlicher Dankbarkeit gegen seinen verstorbenen kleinen Freund“ geschaffen. Hans von Müller aber weist nach, daß es der lebende Kater war, der seinen Herrn zur Abfassung seiner Biographie anregte, der dabei neben oder hinter ihm saß, und daß es der Tod des heißgeliebten Tieres war, der dem schmerzbelegten Dichter die Feder vor Vollendung des Werkes aus der Hand fallen ließ. Hoffmann hat an seinem Kater mit einer so romantisch vertieften Innigkeit gehangen, daß Murr in den kurzen Jahren seines Daseins für sein Empfinden und Schaffen so viel bedeutet wie wenige Menschen. Ganz jung kam er in seinen Besitz, und öfters rühmt der Dichter, der sein gelungenes Bild mit Liebe und gutem Humor gezeichnet, den Kater als „ein Wunder von Schönheit“ mit den grauen und schwarzen Streifen auf dem Rücken, zwischen denen schmale goldgelbe schimmerten, und dem ungewöhnlich langen stattlichen Schweif. Noch größer aber nennt er den Verstand seines Freundes; er war nach hitzigem Zeugnis „unerschöpflich in Erzählungen von den Klugheiten, welche von diesem Liebling ausgegangen sein sollen“. Murr ruhte in der Regel, ganz so wie er es in seinen „Lebens-Ansichten“ selbst beschreibt, „in dem Schubkasten des Schreibtisches seines Herrn, den er mit den Pfoten selbst aufzog, und auf dessen Papieren“. Ja er durfte sich sogar „hinter seinem Rücken auf den Lehnsstuhl setzen und mit vorgestrecktem Halse durch den Arm in das Buch gucken“. In Hoffmanns Briefen spielt er von 1819 bis 1821 eine große Rolle. So schreibt er z. B.: „Ich empfehle Ihnen den höchst weisen und tief sinnigen Kater Murr, der in diesem Augenblick neben mir auf einem kleinen Polsterstuhl liegt und sich den außerordentlichen Gedanken und Phantasien zu überlassen scheint, denn er spinnt erklecklich!“ Oder er gedenkt seines vierbeinigen Mitarbeiters mit den Worten: „Eben sitzt er am Ofen mit dicht zugekniffenen Augen und spinnt. Gott weiß, über welchem neuen Werk er brütet!“ Aus der Sprache seines beweglichen Schweifes erfährt Hoffmann die geheimsten Gefühle seines Hausfreundes; ja er ist sogar später fest überzeugt, daß er die Menschensprache verstehe. Als Kater Murr gestorben war, schickte sein Herr folgende lithographisch vervielfältigte Todesanzeige an seine Freunde: „In der Nacht vom 29. bis zum 30. November d. J. entschlief, um zu einem besseren Dasein zu erwachen, mein teurer, geliebter Bögling, der

Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Lebens. Wer den verwiegten Jüngling kannte, wer ihn wandeln sah auf der Bahn der Tugend und des Rechts, mißt meinen Schmerz und ehrt ihn durch Schweigen. Berlin, den 1. Dezember 1821. Hoffmann.“

## Seit wann werden Singvögel gehalten?

Sicherlich wurden die Singvögel schon in der klassischen Welt geküßt, und wenn dies nur dadurch bewiesen wurde, daß man — einen Leckerbissen aus ihnen machte. So ließ Entellus einmal eine Schüssel mit den Jungen von 5000 sprechenden Vögeln auftragen. Der Kaiser Augustus ließ seinen Verwalter Eros am Mastbaume eines Schiffes kreuzigen, weil er eine Wachtel verspeiste, nicht, weil sie so schön gefungen hatte, sondern weil sie mehrmals in einem Wettkampfe gesiegt hatte! Im deutschen Altertum hören wir nichts von Singvögeln. Erst im 10. Jahrhundert erzählt der sächsische Chronist Widukind von Corvey von einer Falkenjagd bei Merseburg, „wie die kleinen Vögel, durch den Falken erschreckt, sich im Laube verbergen. Sie schauen dann immer nur auf den Falken, vor Angst unfähig, sich zu bewegen, und so nimmt sie der Vogelfänger in aller Ruhe von den Bäumen herunter.“ Also auch noch in diesem Zeitalter ging das Interesse für die Singvögel nur durch den Magen. Die Minnesänger dachten bereits anders von ihnen. Endlich, aus den Klosterrechnungen von Dobrilugk, um die Wende des 14. Jahrhunderts, erfahren wir, daß damals die Klosteruntertanen zwar nicht Singvögel, wohl aber Futter für solche zu liefern hatten, mit denen sich zweifellos die Mönche in ihrer dortigen Einsamkeit die Zeit vertrieben. Die ersten gefangenen Singvögel, die uns auf deutschem Boden begegneten, waren seltsamerweise gleich ein Paar Kanarienvögel, die der Rat zu Bremen im Jahre 1609 der letzten Gräfin von Oldenburg verehrte, zum Dank dafür, daß Graf Anton Günther endlich den „brennenden Wunsch“ der Bremer Schifffahrt nach einem Leuchtturm auf der Insel Wangeroog erfüllt hatte. Die vorherige Herrin von Jever hatte 200 Goldgulden jährlich als Entschädigung dafür verlangt, was den Bremern zu viel war. Nun baute der Graf den Turm aus eigenem Interesse. So kamen die Bremer billig dazu, und sie schenkten der Gräfin Elisabeth ein Paar Kanarienvögel, — damals gewiß eine große Rarität.

## Rätsel.

Haft du schon diese Uhr geseh'n?  
Nicht Räder hat sie, kann nicht geh'n,  
Es kann ihr Zeiger sich nicht dreh'n,  
Doch läßt sie Zeit und Stunde seh'n.

## Auflösung der Knacknuss aus der vorigen Nummer:

l	k	e	d
m	i	f	c
n	h	g	b
o	p	q	a

Der Gefangenenwärter geht in der durch die Buchstaben bezeichneten Reihenfolge durch die Zellen.